

Zur Entwicklung soziologischer Forschung

Johannes Kopp, Juliana Schneider, Franziska Timmler

Vorbemerkung

Abhandlungen zur Entwicklung der empirischen Sozialforschung finden sich trotz einiger weniger berühmter Vorläufer (vgl. Maus 1967; Oberschall 1997; Zeisel 1982) nur selten. Die wenigen Analysen der vorhandenen soziologischen Forschungsliteratur behandeln vor allem ihre institutionelle Einbettung (vgl. Viehoff 1984 sowie verschiedene Beiträge in Lepenies 1981 zu den unterschiedlichen institutionalisierten Schulen der Soziologie). Schnell, Hill und Esser (2011: 37ff.) schildern die Entstehung der empirischen Sozialforschung in der Bundesrepublik nach 1945 und zeichnen ein kritisches Bild der Entwicklung der empirischen Sozialforschung und deren universitärer Institutionalisierung nach 1980. Es wird sogar befürchtet, dass »sich die akademische Soziologie in der BRD tendenziell von der empirischen Sozialforschung« entferne (Schnell et al. 2011: 43). Schnell (2012: 365ff.) diagnostiziert weiterführend ein systematisches Desinteresse an der empirischen Sozialforschung und ihren Ergebnissen. Optimistischer wird die Lage der empirischen Sozialforschung beispielsweise aber von Diekmann (2002: 94ff.) gesehen, der die Institutionalisierung etwa im Rahmen der GESIS positiv hervorhebt (vgl. für eine ähnliche Einschätzung auch Hopf, Müller 1994).

Ziel dieses Beitrages ist es, eine empirische Antwort auf die Frage nach der Entwicklung der Soziologie und der Rolle der empirischen Sozialforschung zu geben. Theoretisch könnte vermutet werden, dass die Bedeutung statistischer Analysen in der Soziologie gestiegen ist, denn in den letzten 30 Jahren ist eine enorme Zunahme der Leistungsfähigkeit der elek-

tronischen Datenverarbeitung wie auch der entsprechenden Analysemöglichkeiten mit Hilfe komplexer Verfahren wie Mehrebenen-, Ereignisdaten- oder Panelanalysen und deren Implementation in den entsprechenden Datenanalyseprogrammen zu beobachten (vgl. zur historischen Entwicklung Selvin 1981).¹Hinzu kommt, dass in den letzten Jahren eine wesentliche Diskussion unter dem Stichwort »Methodendualismus« beobachtet werden kann (vgl. Sahner 2002), in der die Gleichwertigkeit verschiedener methodologischer Positionen postuliert wird. Vereinzelt wird sogar ein Paradigmenwechsel vermutet und von »Anzeichen für eine qualitative Wende« (Mayring 2002: 9) gesprochen. Die empirischen Belege für derartige Vermutungen sind – in diesen Bereichen nahezu schon immanent zwingend – dann jedoch nur schwer verallgemeinerbar, weil sie auf einzelfallartigen Beobachtungen fußen. Eine Konsequenz ist aber trotzdem die Forderung nach einer gleichberechtigten Behandlung qualitativer und quantitativer Methoden (Kelle 2008). Wie immer man dazu inhaltlich Stellung beziehen möchte, durch eine derartige Entwicklung müsste jedoch ebenfalls die Position der empirischen Sozialforschung in der aktuellen soziologischen Diskussion gestärkt werden.

Um die Frage nach der Entwicklung der Soziologie und nach der Bedeutung der verschiedenen Wirklichkeitszugänge zu beantworten, ist es naheliegend, die Methoden der empirischen Sozialforschung auf diese Problemstellung anzuwenden.² Die Grundthese des vorliegenden Beitrages ist es, dass sich anhand der Publikationen in zwei Fachzeitschriften der Soziologie Entwicklungslinien des gesamten Faches widerspiegeln. Dagegen lassen sich unmittelbar zwei Gegenargumente formulieren:

Erstens ist die Soziologie als Sozialwissenschaft, ähnlich wie die Geisteswissenschaften, noch vielfach durch eine »Buchkultur« geprägt. Viele der einflussreichsten soziologischen Untersuchungen sind Monographien –

1 Selvin weist auf die erstaunlich lange Missachtung entsprechender Erkenntnisse der Statistik durch die Soziologie– so wurden in der Studie Durkheims über den Selbstmord vorhandene statistische Testverfahren nicht angewendet, die zu anderen Schlussfolgerungen geführt hätten. Es war offenbar Robert K. Merton im Jahr 1940, der als erster Soziologe einen statistischen Signifikanztest in der *American Sociological Review* benutzte – oder zumindest die entsprechenden Ergebnisse publizierte (Selvin 1981: 139).

2 Wie bei allen Forschungsprozessen steht man dabei vor einer ganzen Reihe von Problemen und Fragestellungen, deren unterschiedliche Beantwortung Einfluss auf die Ergebnisse haben kann. Im vorliegenden Falle sind diese Konsequenzen jedoch nicht allzu nachhaltig und beeinflussen die im Folgenden präsentierten Ergebnisse nicht wesentlich.

als Beispiele sei hier nur an die Studien von James S. Coleman et al. (1966) im Bildungsbereich, Rossi und Rossi (1990) bei der Erforschung intergenerationaler Beziehungen oder von Mancur Olson (1965) im Bereich der Kollektivgüter zu denken. Die Entwicklung in den Fachzeitschriften liefert also nur einen beschränkten und möglicher Weise falschen Blick auf die Entwicklung des Faches.

Zweitens lässt sich vorbringen, dass die Soziologie – wie andere Wissenschaften auch – in den letzten Jahren und Jahrzehnten einem enormen Differenzierungsprozess unterliegt und dass als Ergebnis dieses Prozesses sich eine Fülle von Fachzeitschriften einzelner Teildisziplinen gebildet hat.³ Eine Beschränkung auf zwei Zeitschriften könne dann diese thematische Vielfalt nicht widerspiegeln und würde gerade besonders etablierte Teilgebiete, die eben eine eigenständige Teilfachkultur entwickelt haben, vernachlässigen.

Ohne die Gültigkeit dieser beiden Argumente prinzipiell anzweifeln zu wollen, lässt sich andererseits aber doch festhalten, dass mit der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie – im Folgenden KZfSS – sowie seit 1972 mit der Zeitschrift für Soziologie – im Folgenden ZfS – zwei Flaggschiffe diese Flotte an Publikationsorganen anführen. Beide Journals verstehen sich als Organe für die gesamte Breite der soziologischen Forschung und sind nicht ohne Grund die deutschsprachigen Vertreter mit dem höchsten Impact-Faktor im Social Science Citation Index – sowohl aktuell wie im historischen Vergleich (Gerhards 2002b).⁴ Generell

3 So findet sich allein in Deutschland nach einer nur oberflächlichen Suche eine bunte Vielfalt von Fachjournals für so genannte Bindestrichsoziologien – so seit 1990 die Zeitschrift für Familienforschung, die Zeitschrift für feministische Studien seit 1982, Soziale Systeme seit 1995, die Zeitschrift für Rechtssoziologie seit 1979, die Zeitschrift für Evaluation seit 2001 sowie einige online-Zeitschriften wie die Zeitschrift für Bildungsforschung seit 2005 oder verschiedene Zeitschriften zur Bevölkerungsentwicklung und Demographie. International und vor allem in den Vereinigten Staaten hat diese Differenzierung teilweise extreme Formen angenommen wie ein Blick in die Zeitschriften »*interalia* – a journal of queer studies«, »*Chronic Illness*«, »*Feminist Criminology*«, »*Feminist Theology*«, »*Games and Culture*«, »*Men and Masculinities*« oder »*Body & Society*« zeigt.

4 Über die Verwendung derartiger auf bibliometrischen Verfahren beruhenden Zitationsanalysen und Evaluationen gibt es zu Recht eine sehr kritische Diskussion (vgl. für die Soziologie Gerhards 2002a; Endruweit 2002; Schulz-Schaeffer 2002 sowie allgemein Marx 2011). Die Kritik zielt dabei jedoch auf den häufig vorschnellen Vergleich einzelner Personen durch laienhaft durchgeführte Verfahren. Beim Vergleich auf höheren

ist anzumerken, dass sich alle anderen soziologischen Publikationsorgane wesentlich differenzierteren Fragestellungen widmen oder – wie beispielsweise die Österreichische Zeitschrift für Soziologie oder die Schweizerische Zeitschrift für Soziologie – regional beschränkt sind. Eine noch ausstehende Analyse des Prestiges der einzelnen Zeitschriften in den entsprechenden Fachkreisen wird die der vorliegenden Analyse zugrunde liegende Vermutung sicherlich ebenfalls unterstützen: Die KZfSS und die ZfS sind ohne Zweifel die führenden Organe in der deutschsprachigen Soziologie. Dies zeigt sich beispielsweise auch dann, wenn man die Studie von Jürgen Gerhards (2002a) noch einmal genauer analysiert und die beiden Personen betrachtet, die zum damaligen Untersuchungszeitpunkt die meisten Veröffentlichungen in der KZfSS und der ZfS vorweisen konnten: Niklas Luhmann und Hartmut Esser – wesentlich weiter auseinander liegende theoretische Positionen werden nur schwer zu finden sein, beiden gemeinsam ist aber, dass sie neben einer Fülle an Artikeln in Fachzeitschriften auch ein kaum überschaubares Œuvre an Monographien verfasst haben, so dass nur schwer von unterschiedlichen Publikationskulturen gesprochen werden kann. Darüber hinaus zeigt eine vertiefende Analyse der letzten zehn Jahrgänge der beiden Zeitschriften, dass vor allem die Bildungs- sowie die Familien- und Bevölkerungssoziologie als Schwerpunkte in den publizierten Beiträgen zu finden sind – Bereiche, die auch über ein breites Angebot entsprechend spezialisierter Fachzeitschriften verfügen (vgl. Fußnote 2).

Es ist also ein vielversprechender Weg, mit Hilfe einer quantitativen Inhaltsanalyse der KZfSS sowie der ZfS die Entwicklungen innerhalb der Profession zu untersuchen. Eventuelle Verzerrungen erscheinen nicht allzu gravierend, sollten aber selbstverständlich durch Replikationen der im Folgenden präsentierten Ergebnisse in Bezug auf andere Zeitschriften untersucht werden.⁵

Aggregationsebenen – wie eben für ganze Zeitschriften – ist die Einschätzung deutlich positiver (vgl. noch einmal Marx 2011: 858).

5 Ein erster Anhaltspunkt könnte sich aus der Analyse von Jansen (2010; 2011) ergeben, der zur Untersuchung des Prämierungsverfahrens der Fritz-Thyssen-Stiftung einen Datensatz von 5.285 deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Aufsätzen im Zeitraum von 1981 bis 2006 generiert hat. Mit Hilfe der von Marcus Jansen dankenswerter Weise zur Verfügung gestellten Daten konnten die wichtigsten der im Folgenden aufgeführten Ergebnisse bestätigt werden.

Zur Datengrundlage⁶

Die Etablierung der Soziologie als akademische Wissenschaft war ein längerer Prozess, der seit den 1970er Jahren abgeschlossen ist. Wenn man sich nun für die Veränderungen innerhalb des Faches interessiert, sollte der Untersuchungszeitraum möglichst lang sein. Mit der ZfS wird seit dem Jahr 1972 die zweite breit angelegte Fachzeitschrift publiziert, die KZfSS hat ihre Ursprünge als Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie in den 1920er Jahren. Folglich erscheint es sinnvoll, die Untersuchung der publizierten Beiträge im Jahr 1970, beziehungsweise für die Zeitschrift für Soziologie mit deren erstem Jahrgang 1972, zu beginnen. Da diesem Projekt nur begrenzte Ressourcen zur Verfügung standen, konnten nicht alle rund 2.000 Beiträge in den beiden Zeitschriften in die Analyse aufgenommen werden, sondern es mussten Selektionskriterien entwickelt werden. Wenn man sich darauf beschränkt, nur jeden fünften Jahrgang zu untersuchen, sowie alle Mitteilungen, Kommentare, Diskussionen, Widerrufe, Ankündigungen und die bis vor wenigen Jahren vor allem in der KZfSS zu findenden und von vielen hochgeschätzten Literaturbesprechungen und Rezensionen aus der Analyse auszuschließen, bleiben noch 425 auswertbare Beiträge, die im Folgenden als Datensatz »Struktur von Fachzeitschriftenbeiträgen in der Soziologie (SFZS)« bezeichnet werden und die eine hinreichende Datenbasis zur quantitativen Analyse der Entwicklung der Soziologie im allgemeinen und der empirischen Sozialforschung im speziellen bieten sollten. Etwa 55 Prozent dieser Beiträge wurden dabei in der ZfS publiziert, 45 Prozent in der KZfSS. Diese leicht ungleiche Verteilung beruht darauf, dass seit Mitte der 1980er Jahre die ZfS mit sechs Heften im Jahr erscheint, während ein Jahrgang der KZfSS vier Einzelhefte umfasst.⁷

Die einzelnen Beiträge wurden dann für eine quantitative Inhaltsanalyse aufbereitet. Um mögliche Probleme bei der Vercodung sichtbar zu machen,

⁶ Die Daten wurden von Juliana Schneider und Franziska Timmler im Rahmen einer Abschlussarbeit am Institut für Soziologie der TU Chemnitz im Frühjahr 2011 erfasst und stehen auf Wunsch für weitere Analysen beziehungsweise für eine Replikation der hier vorgebrachten Ergebnisse über GESIS sowie bei den Autorinnen zur Verfügung. Dort ist auch die entsprechende Arbeit auf Nachfrage erhältlich.

⁷ Mit Hilfe der Daten von Jansen (2010; 2011) kann gezeigt werden, dass die Beiträge in beiden Zeitschriften zwar im Durchschnitt eine unterschiedliche Seitenzahl aufweisen, jedoch bei Berücksichtigung des unterschiedlichen Druckbilds ungefähr die gleiche Textlänge (Zeichenzahl).

wurde sowohl die Intracoderreliabilität wie die Intercoderreliabilität überprüft (vgl. für Details Schneider, Timmler 2011). Bei Werten dieser Maßzahlen nach Holsti von 0,96 beziehungsweise 0,98 kann von einer hohen Reliabilität der Vercodung ausgegangen werden (vgl. Früh 2007: 190).

Für die einzelnen Beiträge wurden dann Informationen über die Autoren beziehungsweise Autorinnen, die behandelten Themenbereiche sowie vor allem die Art und Weise des empirischen Vorgehens vercodet, die genaue Vorgehensweise wird im Laufe der inhaltlichen Darstellung vorgestellt. Trotz einiger kleiner Unterschiede zwischen den beiden Zeitschriften werden im Folgenden die Ergebnisse meist für den gesamten Datenbestand berichtet. Die jeweiligen Differenzierungen ändern das Gesamtbild nur in wenigen Details.

Zur Veränderung der Autorenschaft – einige erste Ergebnisse

Zuerst soll die Aufmerksamkeit auf einige Merkmale der Autorschaft gelegt werden. Dabei gilt das erste Augenmerk der Zahl der Autoren und Autorinnen eines Beitrages. Zumindest in den Naturwissenschaften wird Forschung immer mehr zu einer kollektiven Aufgabe und die Publikation erfolgt immer häufiger im Team. Die Zeit heroischer Einzelleistungen und entsprechender Entdeckungen scheint dort vorbei. Lassen sich ähnliche Entwicklungen auch in den Sozialwissenschaften beobachten? In den vorliegenden Daten lässt sich ein entsprechender Trend für die Soziologie erst relativ spät finden: So betrug der Anteil der in Alleinautorenschaft verfassten Beiträge im Jahr 1970 noch über 86 Prozent und ist dann im Laufe der Jahre nahezu kontinuierlich gesunken, lag jedoch im Jahr 2005 immer noch bei mehr als 70 Prozent (vgl. Abbildung 1). Erst in der jüngsten Zeit finden sich deutliche Veränderungen: Im Jahr 2010 ist erstmals die Mehrheit der Beiträge nicht mehr in Alleinautorenschaft verfasst worden.

Abbildung 1: Anteil der Beiträge in Alleinautorenschaft (in Prozent aller Beiträge)



Quelle: SFZS-Daten, $n = 425$

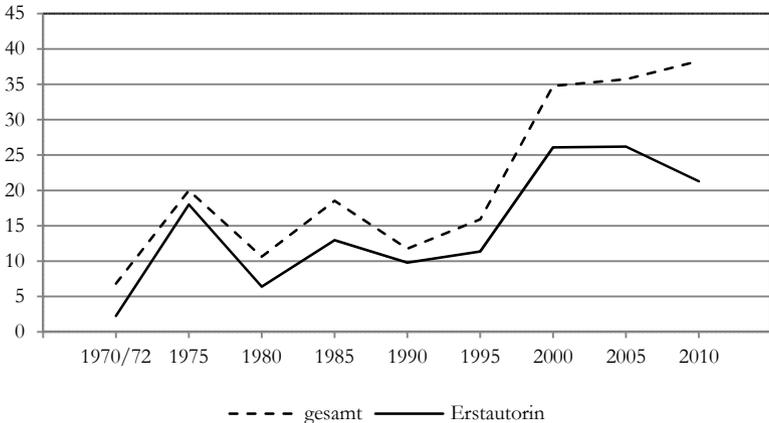
Eine genauere Analyse zeigt, dass diese Entwicklung vor allem durch die empirischen Arbeiten verursacht wird – Beiträge ohne einen Empiriebezug werden in den beiden Jahrgängen 2005 und 2010 durchgängig in Alleinautorenschaft verfasst und insgesamt sind mehr als 88 Prozent der eher theoretischen und begriffsanalytischen Arbeiten ohne Koautoren. Bei den empirischen Arbeiten sind dies über alle Jahre nur knapp 60 Prozent, wobei vor allem seit den 1990er Jahren ein deutliches Übergewicht der gemeinschaftlich verfassten Beiträge festzustellen ist. Ob dies ein dauerhafter Trend und damit vielleicht ein gewisses Zeichen der weiteren Professionalisierung des Faches ist, bleibt abzuwarten.

Als weiteres Merkmal kann überprüft werden, ob sich die langsame Angleichung der Geschlechterverhältnisse im Bereich der akademischen Soziologie in den Publikationen niederschlägt oder ob hier vielleicht immer noch die *old-boys-networks* ihre Wirkung zeigen. Andererseits wäre hier auch eine positive Diskriminierung in den letzten Jahren denkbar. Um diese Fragen zu klären, wurden die Daten dahingehend untersucht, ob mindestens eine Autorin an dem Beitrag mitgewirkt hat. In den letzten Jahren wird vereinzelt gesondert darauf Wert gelegt, wer bei einer Publikation als Erstautor genannt wird.⁸ Aus diesem Grunde wurde eine zweite Variable

⁸ So wird beispielsweise in einzelnen Promotionsordnungen bei kumulativen Arbeiten verlangt, dass der Kandidat beziehungsweise die Kandidatin bei einer gewissen Mindestzahl an Publikationen als Erstautor beziehungsweise als Erstautorin genannt wird. Auch bei bibliometrischen Verfahren spielt die Erstautorenschaft eine Rolle.

gebildet, die erfasst, ob eine Frau als Erstautorin tätig war. Die Entwicklung beider Indikatoren ist in der Abbildung 2 dargestellt.

Abbildung 2: Anteil der Beiträge mit (mindestens einer) Autorin bzw. mit einer Erstautorin (in Prozent aller Beiträge)



Quelle: SFZS-Daten, $n = 425$

Zuerst einmal ist ein deutlicher, wenn auch langsamer und vor allem später Anstieg der Beiträge mit mindestens einer Frau als Autorin festzuhalten. Erst seit dem Jahr 2000 liegt dieser Anteil bei über einem Drittel. Da keine verlässlichen Angaben über die Verteilung in der relevanten Grundgesamtheit, das heißt über die Zahl der wissenschaftlich tätigen Professorinnen und Professoren und Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern an Universitäten und Forschungseinrichtungen und damit eben über das zahlenmäßige Verhältnis von potentiellen Autorinnen und Autoren vorliegen, kann kaum eine Aussage erfolgen, inwieweit Diskriminierung vorliegt. Einen ähnlichen Anstieg wie beim Anteil weiblicher Autoren generell ist bei den Zahlen für Erstautorinnen festzuhalten. In den letzten Jahren ist eine gewisse Auseinanderentwicklung der beiden Verläufe zu konstatieren, über deren Ursachen jedoch keine verlässlichen Aussagen möglich sind.

Betrachtet man in einem nächsten Schritt die berufliche Position der Autorinnen oder Autoren, sind sehr unterschiedliche Konstellationen denkbar. So kann man einzelne Analysen zur Reputation in der deutschen Soziologie (Gerhards 2002a: 30) durchaus in die Richtung interpretieren,

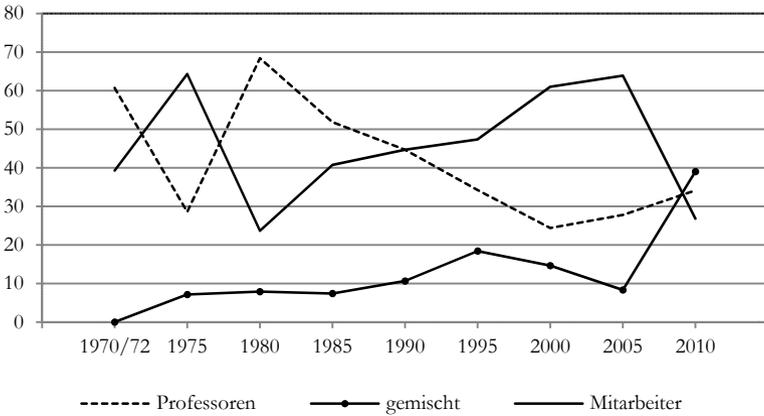
dass gerade angesehene Forscherinnen und Forscher es »nicht als wichtig [erachten], in Fachzeitschriften zu publizieren«. Andererseits könnte man vermuten, dass sich durch den demographisch bedingten Generationenwechsel in der Soziologie universalistische Normen und damit eben auch die Orientierung hin zu Fachzeitschriften und nachvollziehbaren und messbaren Qualitätsstandards stärker verbreitet haben. Um dies empirisch zu überprüfen, wurde der Status der Autorinnen und Autoren zum Zeitpunkt der Veröffentlichung erfasst. Dabei stößt man jedoch auf einige Probleme: In zwei Jahrgängen der Kölner Zeitschrift, 1975 und 1985, finden sich keine verlässlichen Angaben. Nachträgliche Recherchen dieser Informationen wurden stichprobenartig durchgeführt, haben sich jedoch als sehr aufwendig und wenig ergiebig erwiesen,⁹ so dass die entsprechenden Fälle aus dieser Analyse ausgeschlossen wurden.

Ebenso unklar ist, wie mit unterschiedlichen Statuszugehörigkeiten bei größeren Autorengruppen umgegangen werden soll. Empirisch betrifft dies aber nur insgesamt 28 Arbeiten, die von drei oder mehr Autorinnen und Autoren verfasst wurden. Hier dominiert keine der möglichen Kombinationen. Um dieses Problem zu umgehen, wurden nur Beiträge berücksichtigt, die entweder in Alleinautorenschaft oder von zwei Autoren verantwortet worden sind.

Durch die teilweise fehlenden Angaben in den Jahren 1975 und 1985 und den Verzicht auf die Auswertung größerer Autorengruppen verringert sich die Zahl auswertbarer Beiträge deutlich um rund 27 Prozent auf 310, wobei man vor allem die Ergebnisse für das Jahr 1975 nur vorsichtig interpretieren kann, da hier nur noch 14 Fälle zur Verfügung stehen. Wenn man dann nur zwischen Professorinnen und Professoren einerseits und Mitgliedern des akademischen Mittelbaus andererseits unterscheidet, ergeben sich drei Möglichkeiten: Ein Beitrag wurde nur von einem oder zwei Professoren verfasst, ein Beitrag wurde von einem Professor und einem Mitarbeiter verfasst oder die Autorenschaft liegt ausschließlich beim so genannten akademischen Mittelbau. In Abbildung 3 ist die Entwicklung der Verteilung über diese drei Typen zu sehen.

⁹ Generell ist bei der nachträglichen Recherche und Erfassung der beruflichen Position mit einer Verzerrung insofern zu rechnen, dass vor allem bereits in den Jahren 1975 und 1985 etablierte Forscherinnen und Forscher sich auch noch heute gut finden lassen.

Abbildung 3: Anteil der Beiträge nach Statusgruppen (in Prozent aller Beiträge)



Quelle: SFZS-Daten, $n = 310$

Eine vorsichtige Interpretation ist auch deshalb sinnvoll, weil sich die Zusammensetzung (nicht nur) der Universitäten in den letzten vier Jahrzehnten deutlich verändert und beispielsweise die Position der akademischen Räte wohl im Verschwinden begriffen ist. Darüber hinaus ist zu beachten, dass mit der Umwandlung des Besoldungsgefüges der Professuren mit Hilfe von Zielvereinbarungen (universitätsspezifische) Anreizsysteme geschaffen wurden, über deren Auswirkung auf das Publikationsverhalten nur spekuliert werden kann. Trotz dieser Einschränkungen kann man festhalten, dass seit den 1970er Jahren eine Pluralisierung über die Statusgruppen hinweg bei den Publikationen in den führenden Fachzeitschriften der Soziologie in Deutschland zu beobachten ist. Während beispielsweise 1980 mehr als zwei Drittel aller Beiträge von Professorinnen und Professoren verfasst wurden, finden sich im Jahr 2010 die drei genannten Kombinationen nahezu gleich häufig.

Zur Rolle und Struktur der empirischen Sozialforschung innerhalb der soziologischen Forschung

In diesem Abschnitt gehen wir nun der zentralen Fragestellung nach und untersuchen, wie sich der Anteil und die Zusammensetzung der empirisch vorgehenden Arbeiten verändert haben. Hierbei interessiert natürlich zuerst, in welchem Umfang die Beiträge aus den beiden führenden Zeitschriften der deutschsprachigen Soziologie überhaupt empirisch arbeiten. In der Tabelle 1 ist für die jeweiligen Erhebungsjahre der prozentuale Anteil empirischer Arbeiten berechnet.

Tabelle 1: Anteil empirischer Arbeiten in der Kölner Zeitschrift für Soziologie und der Zeitschrift für Soziologie (in Prozent des Jahrgangs)

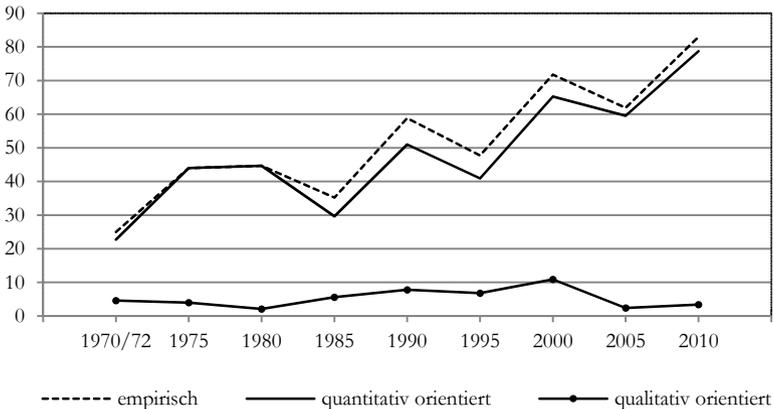
Jahr	KZfSS	ZfS	gesamt
1970	33,3	17,4	25,0
1975	55,2	28,6	44,0
1980	42,9	46,2	44,7
1985	30,4	38,7	35,2
1990	79,0	46,9	58,8
1995	50,0	46,2	47,7
2000	71,4	72,0	71,7
2005	79,0	47,8	61,9
2010	100,0	68,0	83,0
gesamt	59,6	46,1	52,2

Quelle: SFZS-Daten, n = 425

Während in beiden Zeitschriften aufgrund der nicht allzu großen Zahl an Beiträgen in den einzelnen Jahrgängen ab und zu gewisse Schwankungen auftreten, ist der generelle Trend spätestens bei einem Blick auf die letzte Spalte klar und deutlich: Die Zahl empirisch orientierter Beiträge steigt an, rein theoretische oder begriffsanalytische Abhandlungen sind immer seltener zu finden. Dabei ist der Anteil empirischer Arbeiten in der KZfSS deutlich höher als in der ZfS, entsprechende einfache Tests bestätigen dies ($X^2 = 7,6$, $df = 1$; $p < 0,01$). Es ist also ein deutlicher Trend erkennbar: Die Sozialwissenschaften werden in ihren Publikationen immer mehr zu empirischen Erfahrungswissenschaften!

Noch aufschlussreicher wird das Bild, wenn man betrachtet, welche allgemeine empirische Orientierung in den einzelnen Beiträgen gewählt wird. Während – wie oben dargestellt wurde – in der akademischen Öffentlichkeit immer häufiger nicht nur von einem Multiparadigmatismus im theoretischen Bereich, sondern eben auch von einem Methodendualismus gesprochen wird, kann man ein derartig gleichgewichtiges Nebeneinander von quantitativen und qualitativen Orientierungen in den wichtigsten wissenschaftlichen Journalen in der Praxis nicht feststellen. In Abbildung 4 werden hierzu die Anteile der Arbeiten mit quantitativen und mit qualitativen Methoden abgebildet. Selbstverständlich ist es möglich, dass in einem Beitrag sowohl qualitative als auch quantitative Verfahren zum Einsatz kommen. In der Praxis sind aber gerade einmal 1,4 Prozent aller Beiträge durch die Kombination dieser beiden Methoden gekennzeichnet, wobei 4 dieser 6 Artikel in den Jahren bis 1980 erschienen sind. Diese Beiträge wurden als qualitativ und als quantitativ gewertet.

Abbildung 4: Anteil der allgemein empirischen, der qualitativ und der quantitativ orientierten Beiträge (in Prozent aller Beiträge)



Quelle: SFZS-Daten, $n = 425$

Ein Blick auf Abbildung 4 macht deutlich, dass die Zunahme empirischer Arbeiten in der deutschsprachigen Soziologie vor allem eine Zunahme der quantitativen Sozialforschung ist – die qualitative Sozialforschung spielte und spielt in diesen beiden Zeitschriften eine ausgesprochen untergeord-

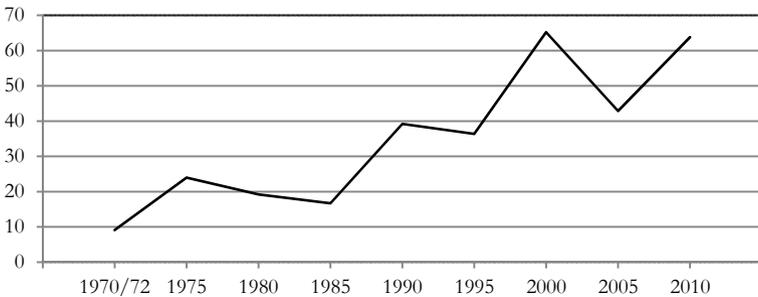
nete Rolle. Dies mag umso mehr erstaunen, als in der (fach-)öffentlichen Wahrnehmung die beiden Positionen nahezu gleichberechtigt auftreten und in den Gremien der Selbstverwaltung – von den Sektionen der DGS bis hin zu den entsprechend gesteuerten Besetzungen von Gutachterkommissionen bei der DFG – als annähernd gleich bedeutsam eingestuft werden. Auch bei der (Neu-)Organisation soziologischer Institute wird immer häufiger so argumentiert.

Nun lassen sich ganz unterschiedliche Mechanismen anführen, die die gerade geschilderten Ergebnisse zur Folge haben könnten: So wäre es erstens möglich, dass Studien, die eher qualitativ vorgehen, in den hier untersuchten Zeitschriften zunehmend diskriminiert werden. Zweitens wäre es denkbar, dass sich die Forschungsergebnisse qualitativer Studien nur schwer in die für Zeitschriften übliche Form bringen lassen und eher eine umfangreichere und detailliertere Präsentation – etwa in Monographien – benötigen. Qualitative Studien würden dann den Zeitschriften einfach seltener zur Publikation angeboten. Eine dritte und letzte Vermutung wäre, dass es zwischen den Beiträgen aus den beiden Orientierungen innerhalb der empirischen Sozialforschung einen eklatanten Qualitätsunterschied gibt, so dass das Übergewicht der Arbeiten auf Grundlage der quantitativen empirischen Sozialforschung deutlich informativer und wissenschaftlich damit eben einfach besser sind. Eine einfache Antwort auf die Frage, warum die sogenannte qualitative Sozialforschung so relativ schlecht in den führenden deutschsprachigen soziologischen Fachzeitschriften vertreten ist, wird sich nicht finden lassen, wohl aber etliche, wenn auch idiosynkratisch sehr unterschiedlich ausfallende Vermutungen.

Im nächsten Schritt der Analysen gehen wir auf die verwendeten Datenquellen der empirischen Aufsätze ein. In neueren Arbeiten (Porst 2008; Schnell 2012) wird immer wieder darauf hingewiesen, welche Fehlerquellen empirische Erhebungen mit sich bringen können – zumal wenn sie nebenbei beispielsweise in Lehrforschungsprojekten in einem zwangsläufig extrem engen Zeitrahmen durchgeführt werden (vgl. aber schon Schnell 1997: 252). Zwar zielt die Entwicklung an vielen Universitäten immer mehr darauf ab, Drittmittel einzuwerben und damit die Inputvariablen im Wissenschaftsprozess zu honorieren und durch dieses Anreizsystem zu maximieren, trotzdem sollte Wissenschaft auf die Erzeugung von empirischen Erkenntnissen ausgerichtet sein und so eher die Output-Seite im Auge haben. Da in den letzten Jahren und Jahrzehnten immer mehr sozial-

wissenschaftliche Daten als kollektive Güter zu verstehen sind und beispielsweise mit dem Sozio-ökonomischen Panel (SOEP), dem Bildungspanel (NEPS) oder dem Beziehungs- und Familienpanel (pairfam) auch hohen Ansprüchen an die Datenstruktur genügen, sollte man erwarten, dass sich die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Beiträge eher diesen Daten zuwendet und weniger auf eigene Datenerhebungen richtet. In Abbildung 5 wird deshalb der Anteil der empirischen Studien ausgewiesen, die ihre Analysen mit bereits vorhandenen Datensätzen durchführen.

Abbildung 5: Anteil der Arbeiten auf Grundlage von Sekundärdaten (in Prozent aller empirischen Beiträge)



Quelle: SFZS-Daten, n = 425

Hierbei ergibt sich ein klares Bild. Während in den 1970er Jahren die Mehrzahl empirischer Studien auf selbst erhobenen Datenbeständen rekurrierte, analysiert in den letzten zehn Jahren deutlich mehr als die Hälfte aller empirischen Arbeiten Sekundärdaten.

In diesem Zusammenhang kann noch ein Blick auf die jeweilige Datenquelle geworfen werden. Im Allgemeinen erscheinen vor allem zwei Datenbestände in der Bundesrepublik besonders geeignet, in den Sozialwissenschaften verwendet zu werden: das Sozio-ökonomische Panel (SOEP) sowie die allgemeine Bevölkerungsumfrage in den Sozialwissenschaften (ALLBUS). Nun müssen die folgenden Analysen mit großer Vorsicht vorgenommen werden, denn die jeweiligen Untersuchungszeiträume verkürzen sich noch einmal deutlich – die ersten Beiträge mit dem SOEP finden sich in den SFZS-Daten im Jahr 1990 und für den ALLBUS im Jahr 1980. Daher stellen nur noch 148 Studien beziehungsweise Aufsätze die Datengrundlage der

folgenden Aussagen dar. In diesen Arbeiten findet sich dann jedoch – um es noch einmal zu wiederholen: bei aller Vorsicht – ein interessanter Trend: weniger als 5 Prozent arbeiten mit den ALLBUS-Daten, wohingegen die nicht immer einfach auszuwertenden Panel-Informationen des SOEP die Datengrundlage von mehr als 12 Prozent der Aufsätze bilden.¹⁰

Abschließend wollen wir noch kurz auf die dabei eingesetzten Analyseverfahren eingehen: Es ist ein weitverbreiteter Eindruck, dass Analysetechniken bestimmten Modeerscheinungen unterliegen. Strukturgleichungsmodelle in ihrer LISREL-Variante waren eine Erscheinung des späten 20. Jahrhunderts, ebenso die einst sehr beliebten Korrespondenzanalysen. In den letzten Jahren ist hingegen ein langanhaltender Trend hin zu den verschiedenen Verfahren der Verweildauer- beziehungsweise Ereignisdatenanalysen sowie jüngst zu Mehrebenenmodellen zu beobachten. Zwar müssen diese Ergebnisse aufgrund der geschilderten Fallzahlproblematik vorsichtig interpretiert werden, doch es ergeben sich etliche Hinweise für die Gültigkeit der gerade formulierten Thesen: Ereignisdatenanalysen bildeten in den 1990er Jahren für knapp ein Viertel aller Beiträge die Grundlage, LISREL-Modelle lassen sich so gut wie nicht finden.

Zusammenfassung

Es ist sicherlich umstritten, Thesen über die Entwicklung der Soziologie im Allgemeinen aus einer Analyse soziologischer Zeitschriften abzuleiten, selbst wenn diese Zeitschriften in den anerkannten bibliometrischen Verfahren als besonders bedeutsam angesehen werden. Der vorliegende Beitrag geht klar von einer positiven Antwort auf diese Frage aus. Wenn man diese Prämisse teilt, so sind vor allem fünf Punkte von Bedeutung:

Innerhalb der Soziologie lässt sich *erstens* ein Trend beobachten, Forschung nicht mehr als »Einzelkampf« zu verstehen. Immer häufiger finden sich Autorenteam, die einen Beitrag gemeinsam verantworten. Diese Entwicklung ist dabei der deutlichen Verlagerung hin zu empirischen Arbeiten geschuldet. Wenn man darin nicht nur eine Strategie zur Manipulation entsprechender Rankingsysteme und zur Etablierung von Kartellen sieht, ist

10 Ein entsprechender Test der Prozentsatzdifferenzen (vgl. Sachs 1992: 440ff.) ergibt aber immerhin einen z-Wert von 2,30 ($p = 0,01$).

dies eine erfreuliche Entwicklung. Inwieweit sich eine solche Entwicklung jedoch mit der häufig für Karrieren bedeutsamen bibliometrischen Verarbeitung in Einklang bringen lässt – etliche Promotions- und Habilitationsordnungen sehen Erstautorenschaften für kumulative Verfahren vor, bei Berufungen werden »hintere« Autorenplätze ab und an nicht mehr gewertet – ist eine offene Frage.

Auch wenn die eigentlich notwendigen Daten der Grundgesamtheit fehlen, lässt sich *zweitens* zumindest in der Tendenz feststellen, dass in den Fachzeitschriften der Anteil von Autorinnen langsam steigt. Inwieweit die oben diskutierte Entwicklung hinsichtlich der Erstautorinnenschaft eher eine zufällige Schwankung ist oder systematische Ursachen hat, ist hier leider nicht zu klären.

Soziologie ist *drittens* zumindest in den Fachjournalen immer mehr eine empirische Wissenschaft. Natürlich kann eine derartige Entwicklung auch durch die Etablierung einzelner eher »theorielastiger« neuer Zeitschriften wie dem Berliner Journal oder der Zeitschrift Soziale Systeme bedingt sein. Wir vertreten jedoch die These, dass die praktische Relevanz der Soziologie zunehmend akzeptiert wird, und hierzu gehört auch, theoretische Überlegungen an der empirischen Realität zu testen.

Viertens ist schließlich festzuhalten, dass die empirische Prüfung immer häufiger mit Verfahren geschieht, über deren Gültigkeit nachvollziehbare Aussagen möglich sind. Um dies zu gewährleisten, ist man nun einmal auf Zufallsstichproben und die Quantifizierung von Effekten angewiesen und das heißt in aller Regel auf quantitative Verfahren.¹¹ Entgegen vieler Überlegungen besteht hierin die Stärke der quantitativ empirischen Forschung. Ob Daten mit Hilfe qualitativer oder quantitativer Verfahren gewonnen werden, ist eher zweitrangig und eher eine Frage, ob man die theoretische Arbeit vor der Datenerhebung macht oder danach, wobei im zweiten Fall das Risiko besteht, dass man dann nicht immer alles erhoben hat, was man eigentlich wissen möchte.

¹¹ Dass es immer wieder »schwarze Schafe« gibt und ab und an sich noch nicht einmal Angaben über die Art und Weise der Stichprobenziehung finden lassen, kann unterschiedliche Ursachen haben, beginnend bei dem zum Teil festzustellenden systematischen Desinteresse an empirischer Sozialforschung und ihren Ergebnissen – erstaunlicher Weise manchmal sogar bei den Auftraggebern dieser Studien (Schnell 2012). Eine langfristig angelegte Untersuchung über die Qualität empirischer Forschung in den verschiedenen Bereichen, also neben der Sozialforschung zum Beispiel auch in den quantitativ weit überwiegenden Bereichen der Marktforschung, steht noch aus.

Fünftens und *letztens* ist zu konstatieren, dass sich immer mehr Arbeiten auf die Analyse vorhandener Daten konzentrieren. Oben wurde bereits angedeutet, dass dies eigentlich nicht ohne Konsequenzen für die scientific community bleiben sollte, die bislang immer mehr Wert auf Input-Faktoren gelegt hat als auf den eigentlich interessierenden wissenschaftlichen Output.

Literatur

- Coleman, J., Campbell, E. Q., Hobson, C. J., McPartland, J., Mood, A. M., Weinfeld, F. D., York, R. L. 1966: Equality of Educational Opportunity. Washington: U.S. Government Printing.
- Dickmann, A. 2002: Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. 8. Auflage. Reinbek: Rowohlt.
- Endruweit, G. 2002: Wie misst man Reputation? *Soziologie*, 31. Jg., Heft 4, 33–41.
- Früh, W. 2007: Inhaltsanalyse. Theorie und Praxis. 6. Auflage. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Gerhards, J. 2002a: Reputation in der deutschen Soziologie – zwei getrennte Welten. *Soziologie*, 31. Jg., Heft 2, 19–33.
- Gerhards, J. 2002b: Zur Verbesserung der Selbstbeobachtung der Soziologie. *Soziologie*, 31. Jg., Heft 4, 56–65.
- Hopf, Ch., Müller, W. 1994: On the Development of Empirical Social Research in the Federal Republic of Germany. *Soziologie*, 23. Jg., Sonderheft 3, 52–80.
- Jansen, M. 2010: Daten zu Merkmalen von Zeitschriftenpublikationen in der deutschsprachigen Sozialwissenschaft zwischen den Jahren 1981 und 2006. Köln: Ms.
- Jansen, M. 2011: Die Evaluation deutschsprachiger Sozialwissenschaft im Zeitraum 1981 bis 2006 durch das Prämierungsverfahren der Fritz Thyssen Stiftung. Dissertation an der Universität zu Köln: Ms.
- Kelle, U. 2008: Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung. Theoretische Grundlagen und methodologische Konzepte. Wiesbaden: VS.
- Lepencies, W. (Hg.) 1981: Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin. 4 Bände. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Marx, W. 2011: Bibliometrie in der Forschungsbewertung. Aussagekraft und Grenzen. *Forschung & Lehre*, 18 Jg., Heft 11, 858–860.
- Maus, H. 1967: Zur Vorgeschichte der empirischen Sozialforschung. In R. König (Hg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung*. Erster Band. 2. Auflage. Stuttgart: Ferdinand Enke, 18–37.
- Mayring, P. 2002: Einführung in die qualitative Sozialforschung. 5. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz.

- Oberschall, A. 1997 [1965]: Empirische Sozialforschung in Deutschland 1848–1917. München: Alber.
- Olson, M. 1965: The Logic of Collective Action. Public Goods and the Theory of Groups. Cambridge: Harvard University Press.
- Porst, R. 2008: Fragebogen. Ein Arbeitsbuch. Wiesbaden: VS.
- Rossi, A. S., Rossi, P. H. 1990: Of Human Bonding. Parent-Child Relations across Life Course. Hawthorne, N.Y.: Aldine de Gruyter.
- Sachs, L. 1992: Angewandte Statistik. Anwendung statistischer Methoden. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Sahner, H. 2002: Zum Verhältnis quantitativer und qualitativer Sozialforschung und den Chancen des wissenschaftlichen Nachwuchts. In U. Engel (Hg.), Praxisrelevanz der Methodenausbildung. Sozialwissenschaftliche Tagungsberichte Band 5. Bonn: Informationszentrum Sozialwissenschaften, 69–71.
- Schneider, J., Timmler, F. 2011: Zur Entwicklung soziologischer Forschung. Eine quantitative Inhaltsanalyse der »Zeitschrift für Soziologie« und der »Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie«. Bachelorarbeit am Institut für Soziologie der TU Chemnitz: Ms.
- Schnell, R. 1997: Nonresponse in Bevölkerungsumfragen. Opladen: Leske+Budrich.
- Schnell, R. 2012: Survey-Interviews. Methoden standardisierter Befragungen. Wiesbaden: VS.
- Schnell, R., Hill, P. B., Esser, E. 2011: Methoden der empirischen Sozialforschung. 9. Auflage. München, Wien: Oldenbourg.
- Schulz-Schaeffer, I. 2002: Publikationen zählen – empirische Anmerkungen zum Publikations-Ranking und zur Reputationswelten-Lehre. Soziologie, 31. Jg., Heft 4, 42–55.
- Selvin, H. C. 1981: Durkheim, Booth und Yule: Die unterbliebene Diffusion einer intellektuellen Innovation. In W. Lepenies (Hg.), Geschichte der Soziologie. Band 3. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 138–156.
- Viehoff, L. 1984: Zur Entwicklung der Soziologie an den Hochschulen der Bundesrepublik Deutschland von 1960 bis 1981. Zeitschrift für Soziologie 13. Jg., Heft 3, 264–272.
- Zeisel, H., 1982 [1933]: Zur Geschichte der Soziographie. In M. Jahoda, P. F. Lazarsfeld, H. Zeisel: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 113–148.